La mission ingrate des intermédiaires

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

um auf dem Rücken der Soldaten zu landen, da kommt der Kommandant aus dem Stationsbureau gerannt, und «Halt! Alles zurück in den Zug, wir fahren um 19.00 Uhr ab nach Konstanz!» Sofort machen wir kehrt und belegen wieder unsere gewohnten Plätze. Schnell wird noch in der MSA. das Nachtessen eingenommen und um 19.00 Uhr geht's wieder los Richtung Zug, Zürich, Winterthur, Weinfelden, Frauenfeld, Kreuzlingen, Konstanz. Mitten in der Nacht um 00.30 Uhr des 19. Januar fahren wir in Konstanz ein. Auf dem benachbarten Perron steht im düstern Licht einer abgeblendeten Bahnhoflampe, der Zug mit alliierten Verwundeten. Mit dem Umladen kann sofort begonnen werden. Ruhig und mit nur knappen Befehlen geht die Arbeit vor sich. Ich überwache wiederum das Einsteigen der Leichtverletzten, und während ich mit dem Rücken gegen die abgeschlossene Türe der nicht benützten Zugsseite die Einsteigenden zähle und ihnen die Plätze anweise, klopft es an diese verschlossene Türe. Ich öffne das Fenster und ein sehr junger Mann in deutscher Uniform flüstert: «Bist du Schweizer?» Als ich bejahte, fährt er fort: «Bist du aus Zürich, ich habe dort eine Schwester, bin auch Schweizer.» Auf meine Frage, was er denn hier mache, sagt er: «Du siehst ja, dass ich Dienst tue». Warum er denn nicht in der Schweiz geblieben sei, frug ich weiter. Darauf aber hat er nur ein Achselzucken. Ich kann mich nicht länger mit ihm unterhalten, ich habe zu tun. Ich schliesse das Fenster, er klopft aber noch mehrmals daran. Ich vermute sehr, dass dieser Mann gerne mit uns «schwarz» gereist wäre. Ein deutscher Sanitäts-Soldat bittet mich um Zigaretten. Die drei Stück, die ich ihm gebe, hat er im Nu fertig geraucht. — Nun also, wir laden hier Amerikaner, Engländer, Neger und Inder ein. Am lautesten geht's bei den Schwarzen zu. Ein riesiger Neger mit einer Brille drängt sich im Wagengang heran und ruft: «My planket, my planket». Mit einiger Mühe macht er mir begreiflich, dass er seine Wolldecke sucht. Er deutet nach dem deutschen Wagen; ich verstehe auch, dass er seine Decke zwischen die Sitzlehne seines Platzes gestossen und sie dort vergessen hat. Ein deutscher Sanitäts-Soldat öffnet mir den Wagen, aber die Abteils sind geschlossen und ich finde niemand, der sie mir öffnen kann. Mit Bedauern nimmt der Neger mein erfolgloses Suchen zu Kenntnis und begibt sich traurig an seinen Platz zurück. — Sehr lustig, trotz dem Ernst der Situation, sind die Inder anzuschauen. Klein von Gestalt, besitzen die meisten ein dünnes, aber dafür um so längeres Bärtchen, das beim Sprechen lebhaft umhertanzt. Und erst die Kopfbedeckungen. Skimützen, Zipfelkappen, Turbane, Beretmützen, Schirmkappen, alles ist vorhanden. Noch komischer tönen die Namen. Wenn wir sie nicht auf den Verwundeten-Karten hätten lesen können, wir hätten kaum einen richtig geschrieben. Wir nehmen gleichviel Alliierte in den Zug wie wir Deutsche abgegeben haben. Verletzungen haben sie ungefähr die gleichen. Einbeinig, einarmig, einäugig sind viele. Hier hat einer eine Hand weg, dort ist einer blind geworden. Die sitzend zu Transportierenden sind fast durchwegs gebesserte Krüppel. Auch eine Gruppe Tuberkulose-Kranker wird in einem Sonderabteil untergebracht. Im Morgengrauen verlassen wir Konstanz mit 339 Verwundeten. In Kreuzlingen werden sie vom Roten Kreuz verpflegt. Das Personal begibt sich in eine Wirtschaft in Bahnhofnähe, um das Frühstück einzunehmen. Unterdessen hatte das Amerikanische Rote Kreuz 500 Flaschen Eptinger Wasser zum Wohle seiner Schützlinge in den Zug einladen lassen. — Auf einmal kommt mir zum Bewusstsein, dass die uns begleitende Wachmannschaft mit in Konstanz war. Ein Glück, dass es Nacht war und die Wache sich im Zuge mäuschenstill verhalten hat, ich glaube, das hätte bei ihrer Entdeckung auf deutschem Gebiet, weil angetan mit Gewehr und Munition, zu einem kleinen diplomatischen Zwischenfall führen können. Die Reise nach Marseille geht ohne Schwierigkeiten vor sich. In Genf werden die Inder und Neger ausgeladen, sie sollen später weitertransportiert werden. — Zu unserm Leidwesen dürfen wir in Genf den Zug nicht verlassen. Es muss im Zug verpflegt werden. Diese Massnahme sei vom Oberfeldarzt angeordnet worden, nachdem es einem andern Verwundeten-Zug passiert sei, dass er nicht rechtzeitig abfahren konnte, weil das Personal zum grossen Teil nicht rechtzeitig zum Zug zurückgekommen war, nachdem die Leute ins Bahnhofbuffet zum Essen gegangen waren. So mussten wir nun diese Schlamperei auch büssen helfen. Das Dümmste an der Geschichte war jedoch, dass wir dabei unsere zur Neige gehenden Rauchvorräte nicht genügend ergänzen konnten, denn in Frankreich war ja nichts zu kaufen. In Genf steigen zwei Rotkreuzdamen in den Zug, amerikanische natürlich, und auf der ganzen Strecke bis Marseille versorgten sie die Verwundeten mit Liebesgabenpaketen von nicht geringem Ausmass. Darin war nebst viel Konfekt eine Büchse mit Geflügelkonserven (Truthahn); dann gab es da Spielkarten und Zigaretten bester Marken (Camel und Chesterfield), und natürlich die Hauptsache, wie mir schien, eine Unmenge von Kaugummipäckchen. Jedenfalls wurden die Verwundeten direkt überschüttet mit solchen Sachen. Aus diesem Ueberfluss heraus verschenkten die Kranken ihrem Pflege- und Wartepersonal, und auf dem Rückweg rauchten wir dann fröhlich die noblen Zigaretten der Amerikaner. Die Verpflegungshalte waren wiederum Aix-les-Bains und Valence. Die M. P. war diesmal etwas freundlicher, sie liess uns den Zug verlassen, was angesichts der Wasserkalamität eine dringende Notwendigkeit war. Wir führten einen ununterbrochenen Kampf um frisches Wasser. Die Wagenbehälter waren des Einfrierens wegen nicht gefüllt worden und mit den kleinen Kannen aus den Waggon-WC. mussten wir fast bei jedem Zugshalt Wasser holen, damit wir uns ganz notdürftig waschen konnten. Jedesmal, wenn ich durch sämtliche Wagen ging, sei es als Kontrollgang oder um Befehle zu erteilen oder weiterzuleiten, musste ich die Handschuhe anziehen; denn die Geländer und Türgriffe waren so voller Russ, dass man fast aussah wie ein Kamingfeger. Die Vereisung der Wagenplattformen machte uns auch zu schaffen. Wir beschafften uns Sand und bestreuten sie damit, denn ein Ausgleiten hätte unheilvolle Folgen haben können. Wir mussten ja ständig im Zuge hin und her, auch bei Nacht und bei jeder Geschwindigkeit. So erreichten wir wieder Avignon, wo uns eine neue französische, kriegsbedingte Ueberraschung wartete. Tauschhandel: Zigaretten gegen Wein! Die Franzosen, Frauen und Männer, drängten sich an den haltenden Zug heran. Aus Hosensäcken, Manteltaschen, unter Schürzen verborgen, waren Flaschen des besten Beaujolais. Gegen ein Päckchen Zigaretten, 80 Rappen Schweizergeld, gab man uns einen Liter dieses Weines. Aber wir mussten sofort die Flaschen leeren; denn man bedeutete uns, dass auch Glasmangel herrsche in Frankreich. In Gamellen und Feldflaschen wurden die Flaschen umgeschüttet. Der Genuss des guten Weines bildete eine angenehme Abwechslung im eintönigen Eisenbahnfahren. So trafen wir zum zweiten Male in Marseille ein und übergaben die Verwundeten ihren eigenen Landsleuten.

Ein längerer Aufenthalt in Marseille.

In Marseille war für diesmal ein längerer Halt vorgesehen. Ausserdem war es nötig, den Zug gründlich zu retablieren, speziell auch im Hinblick auf die mit Tuberkulose behafteten Kranken. Zur Vornahme dieser gründlichen Retablierung wurde unser Zug ausserhalb des Verladequais verbracht. Die Retablierung ging gut und rasch vonstatten. Jedesmal, wenn Essenszeit war, wurden wir per Camion, negergesteuert, bei unserem Zuge abgeholt und zur Messe geführt. Auch an unsere persönliche Retablierung wurde nun gedacht; denn seit Flüelen war uns dazu keine Möglichkeit mehr geboten worden. Es wurde möglich gemacht, uns in einem Dampfer duschen zu können. Die Amerikaner zeigten sich dabei sehr zuvorkommend. Jedem von uns, ob er nun baden wollte oder nicht, wurde ein Stück Seife und eine Rasierklinge in die Hand gedrückt. Den Badenden überreichte man ausserdem noch ein Frottiertuch. Durch ein Labyrinth von Gängen, treppauf, treppab, wurden wir in den Duschenraum geführt. Nach dem Bade hätten wir gerne noch ein Schiff besichtigt, leider wurde uns dies nicht gestattet. Dafür umringten uns auf dem Quai eine Anzahl amerikanischer Matrosen, um mit uns über Schweizer Uhren

La mission ingrate des intermédiaires

Pendant cinq ans et demi, les nations en guerre se sont affrontées en une lutte gigantesque. Ce ne fut plus comme autrefois le seul choc des armées, mais encore l'implacable lutte entre les peuples. Les nations ont ainsi sacrifié leurs meilleures forces matérielles et morales, civiles et militaires, industrielles et commerciales. Au cours de ces cinq années de destructions, de blocus et d'étouffement réciproque, des intermédiaires conscients de l'importance de ce devoir, ont tenté — et souvent réussi — à jeter des ponts, à faire œuvre utile, à humaniser la guerre.

N'est-ce point un miracle que des institutions humanitaires aient pu rompre le blocus et porter des secours à des millions de victimes du conflit, dans un camp comme dans l'autre, et qu'elles aient pu assurer un statut spécial à dix millions de prisonniers? Aujourd'hui, la guerre est finie. Beaucoup de gens croient que le rôle des intermédiaires a pris fin, lui aussi. D'autres organismes charitables, plus puissants, ne peuvent-ils se charger désormais de l'œuvre de secours? Les mers sont de nouveau libres, les échanges directs sont de nouveau possibles...

Ce n'est pas le cas. Bien qu'il n'y ait plus de belligérants ayant besoin d'un intermédiaire impartial et loyal pour adoucir le sort des prisonniers, internés et civils, il y a de vainqueurs et des vaincus, des occupés et des occupants. Et tant que les antagonismes demeurent, les tâches humanitaires subsistent, elles aussi. Le rôle de l'intermédiaire n'est donc pas terminé. Partout où ses bons offices sont encore requis pour aplanir les difficultés ou prévenir les heurts, il servira la cause humanitaire, jusqu'à l'instant où la conclusion des traités de paix mettra le point final à une guerre funeste entre toutes.